

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Brund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war am Tage, bevor die Ueberfiedelung der Geschwister nach Köln stattfinden sollte, da wurde Marga Neusch noch einmal ein Besuch gemeldet: Karl Steinfelsen. Sie schwankte, ob sie ihn annehmen sollte; alle Räume waren ja schon voll und ungemütlich. Aber schließlich ließ sie ihn doch vor. Er wollte sich wohl verabschieden von ihr.

Nun stand er vor ihr, seltsam unsicher. Sehte ein paarmal zum Sprechen an und schwieg doch wieder. Sie selber mußte ihm sagen:

„Sie kommen, mir Lebewohl zu sagen.“

„Ja, gewiß,“ und schüttelte doch gleich wieder den Kopf.

Da sah sie ihn an und verstand plötzlich. Aber ihre schönen dunkeln Augen blickten kalt und leer.

Er gewahrte es und verfärbte sich. Es war ja der letzte Augenblick, der ihm noch vergönnt war. Da trieb ihm die Furcht, sie zu verlieren, die Worte auf die Lippen:

„Fräulein Marga, eh' Sie von hier fortgehen, für immer — erlauben Sie mir eine Frage —“

„Ersparen Sie sie sich lieber, Herr Steinfelsen. Es ist besser.“

Er machte eine bittende Gebärde.

„Hören Sie mich doch an! Ich weiß ja wohl — da ist vielleicht ein anderer. Aber glauben Sie mir's: Lieber haben als ich kann er Sie nicht. Bei Gott, das kann er nicht!“

Ein Auflachen, so schneidend, daß er sie erschrocken anstarrte. Und plötzlich kam es über sie, all die angesammelte Bitterkeit ihres zertretenen Stolzes. Eine dämonische Lust, dem, der da stehend die Hände zu ihr hob, wie zu einem Götterbilde, es laut ins Gesicht zu schreien, daß dieses Bild einen Sprung hatte — einen unheilbaren, tiefen Sprung. Mit einem jähen Aufglücken trafen ihn ihre Augen.

„Und wissen Sie auch, daß ich diesem andern nur ein Spielzeug war, das er fortwarf, nachdem —“

Der völlige Zusammenbruch in Steinfelsens Zügen ließ sie abbrechen.

„Ich sagte es Ihnen ja! Sie hätten mich nicht fragen sollen.“

Hart klang es zu ihm hin. Und dann wandte sie ihm langsam den Rücken. Zum Fenster trat sie hin. Nun würde er ja wohl geheilt sein von seiner Liebe — der Narr.

Eine Weile blieb es still. Dann aber hörte sie ihn sich regen, und nun stand er hinter ihr.

„Marga —“ es würgte ihm in der Kehle — „ich

hätte ihn wie den Tod! Hätte ihn solange ich denken kann. Und dich — dich lieb' ich, was auch geschehen!“

Sie stand unbeweglich und starrte zum Fenster hinaus. Ein verächtlicher Zug lag scharf um ihren schmalen Mund. Und doch — es war ihr, wie wenn ihr in ihrer Einsamkeit ein treuer Hund stumm seinen Kopf gegen das Knie drückte.

So hörte sie ihn flehentlich bitten:

„Laß das alles vergessen sein, uns nie mehr mit einem Wort daran rühren! Laß uns hinausgehen in die Welt, weit fort. Nach Paris, Italien, Aegypten, oder wo sonst du willst und so lange du willst. Ich laß das Geschäft ruhig einmal allein lassen. Und dann, nachher — wir können in Köln wohnen, du brauchtest ihm nie mehr zu begegnen.“

Da fuhr sie herum.

„Meinen Sie etwa, ich sollte mich verstecken darum?“

All der Hochmut von einst flammte ihm wieder entgegen aus dem erregten Gesicht, das ihm nie schöner erschienen war, als in dieser wachsfarbenen Blässe. Bestürzt streckte er die Hände nach ihr aus, hingerissen von seinem Begehren — ihr verfallen auf Leben und Tod.

„Um Gottes willen — wie kannst du mich so mißverstehen! Ich dachte ja nur, es wäre dir lieber so. Aber ganz wie du willst — alles, alles. Wenn ich dich nur habe!“

Wieder jenes verachtungsvolle Aufwerfen ihrer Mundwinkel. Dann ein Achselzucken, und sie schritt an ihm vorüber — wortlos. Da klang es zu ihr hin, wie ein kaum noch verhaltenes Aufschluchzen:

„Marga — warum trittst du all meine Liebe so mit Füßen?“

Ihr Schritt verlangsamte sich und hielt nun ganz an. So saß sie vor sich hin, ihm immer noch abgewandt.

Nach dem Ausbruch ihrer Erbitterung war es mit einemmal ruhiger in ihr geworden. Die alte, kühle Vernunft lehrte ihr zurück. Eine Entscheidungsstunde war das auch für sie. Der Mann da hinter ihr — ein Nichts, ein Schatten. Aber das, was er ihr bot!

Aegypten — das Leben in der großen Welt draußen, umgeben von allem Luxus. Genießen mit vollen Zügen, glänzen, herrschen, beneidet sein! Dahinleben in einem steten vibrierenden Rausch, wie es ihr ja von jeher vorgeschwebt, ehe der fremde Ton in ihre Seele geklungen war, den sie jetzt glühend haßte und verwünschte — aber tausendmal! Und das alles wollte sie hinwerfen? Warum? Wem zuliebe? Würde sie wohl je noch einmal einen Mann finden, der ihr das alles bot und zugleich so bequem war? Vereit, jeder Regung ihrer Wünsche blindlings zu gehorchen?

Da war es entschieden. Langsam kehrte sie sich Steinfelsen zu.

„Wenn ich Ihnen wirklich ein solches Glück bedeute — nun gut.“

Und ihre Hand hob sich ein wenig zu ihm hin.

„Marga!“

Er stürzte sich auf sie, als könnte sie sich doch noch anders bestimmen. Erst, als er sie in seinen Armen fühlte, jauchzte es in ihm auf, in sinnlosem, trunkenem Glück.

Wieder einmal kam der Lenz ins Land mit lachendem Sommergruß, der froh in alle Herzen drang, und schaute sich um, wie's stand im rauhen Grund. Aber da gab es genug zu verwundern.

Gleich bei seinem Eintritt drunten im Tal, wo der Fluß sich seinen Weg durch die Berge gebrochen hatte, wühlten sie wie die Maulwürfe. Statt der lichtgrünen Wiese, die dort sonst stets den Frühling zu grünen pflegte, gähnte jetzt eine tiefe, haushohe Grube, und so groß, als wollten sie das ganze Dorf darin begraben mit samt der Kirche.

Und in dieser Riesengrube, wie droben in den benachbarten Bergen, an den Steinbrüchen, ein Rasseln, Krachen, Schüttern, Gellen — Tag und Nacht. Ein Ameisengewimmel von Menschen, die sich mühten im Schweiß ihres Angesichts, Lasten zu heben und weiterzuschleppen. Hunderte, viele Hunderte. Hell schlangen ihre Schreie, ihre Verständigungssignale über dem ständigen dunkeln Brausen ihrer Gigantenarbeit. In seltsamem Sprachengewirr. Ein dämmerndes Erinnern kam da dem Lenz. Aus uralter Zeit der Erde: War das nicht ganz so wie damals im fernem Morgenlande, zu Babel, als menschlicher Hürwitz und Hochmut auch so den Himmel hatte stürzen wollen?

Aber noch viel Verwunderlicheres gab es zu sehen. Nahe dabon, aber unterhalb der Sperrmauer, wo schon die riesige Kraftzentrale aufgemauert wurde, draußen in der Ebene, wuchs es aus der Erde. Mitten auf freiem Felde, aus braunem Ackerboden: Hochragende Bauten. Wie drinnen in den Städten der Menschen, mit ihrem winnelnden Treiben, die riesigen Kaufhäuser, Karawanenereien und all die Stätten ihrer rauschenden Lust. Und war doch weit und breit noch keines Menschen Dach hier zu sehen. Die Stätte war es, wo des Reusch-Mannes Gründergeist sein Wesen trieb.

Hell lachend schüttelte der Lenz sein Sonnenhaupt und zog weiter hinauf im Grund, zum Unterdorf. Hier bewillkommnete ihn frommer Glockenklang. Das war wie ehedem, wenn er in feierlichem Frieden ins Land kam. Aber aus dem Gotteshause scholl eine leidenschaftlich zürnende Stimme, als erginge dort ein Strafgericht über die sündige Menschheit. Da blinzelte der Lenz verstohlen durchs hohe Chorfenster, daß ein verirrter Goldstrahl schräg durch die ernste Dämmerung drinnen brach und das greise Antlitz auf der Kanzel mit einem überirdischen Leuchten umwob. Und gewaltiger noch dröhnte die prophetische Stimme:

„Gott aber wird es nicht zulassen, daß solches hier geschieht, daß über sein heiliges Haus die Wasser gehen. Wenn die Menschen ihn verrotten, so wird er selber die Stätte schützen, wo das Kreuz erhöht steht. Und müßte er ein Wunder tun, mit seiner strafenden Allmacht die aberwitzigen Zwerger zerschmettern, die sich vermaßen, den Klüffen ihren gottgewollten Lauf zu verrücken und die Berge zu versetzen, die seine erhabene Weisheit aufgebaut hat, hoch da droben!“

So ganz hatte sich der zornentflammte Gottesmann hineingelächelt in diesen letzten Trost seines erschütterten Glaubens, daß seine dröhnenden, prophetischen Worte einen starken Widerhall fanden in gar manchem Herzen. Namentlich bei den Frommen im Land, bei den „Finen“, die sich mit Besonnenheit, mit Beten und Hauspredigt die Gnade ihres Gottes zu erringen wählten.

Für sie ward es allmählich zu einem Evangelium, daß jenes große Wunder geschehen werde. Eines Tages würde der Herr in seinem Zorn der Erde befehlen, sich aufzutun und sie alle zu verschlingen, die da drunten an dem gottlosen Werk arbeiteten. Ober der Berg würde sich erheben über ihnen und sie zermalmen, zu eitel Staub und Asche.

Und sie bereiteten sich an ihrem Teil mit vermehrter Andacht und gottgefälligem Werk auf dieses furchtbare Strafgericht vor, daß es gnädig an ihren Glitten vorüberginge. Aber nachdem von ihnen ward das heilige Leben zum Anheil in seinen irdischen Umständen. So auch bei Schreiner Holtmann, der sein Häuschen drunten im Unterdorf hatte, gerade neben Bergverwalter Manskopf, wo jetzt die Reusch-Mutter ihre Tage hinbrachte. Der Holtmann-Philipp kam vor lauter Beten und Predigen nicht mehr zum Arbeiten. Den ganzen Tag scholl aus seinem Hause in die Nachbarschaft das Psalmenfingen und Gebets-

murmeln; dunkel und einfürmig, wie ein tastmäßig rauschender Brummen. Und so schön wußte er zu predigen, daß in seiner Stube die Frommen sich drängten von früh bis spät. Gar stolz ward des Holtmann-Philipp's Frau ob dieses Ruhms ihres Ehemannes. Schier mehr Zulauf hatte er ja als der Pfarrer in der Kirche! Und sie ließ es sich nicht nehmen, die Andächtigen nach der Erbauung von Kaffee zu bewirten und Kuchen, und sonstigen guten Dingen. Der irdische Leib wolle! ja auch sein Teil. So ward das Ansehen des frommen Schreiners bei den „Finen“ denn größer von Tag zu Tag. Aber bei den andern im Dorf lief ein Raunen um: „Mit dem Holtmann-Philipp geht's bergab. Der wirtschaftet hintermäus.“ Da sperren die Krämer bald die Türen zu vor dem Heiligen und seinen Frauenleuten, und der Zulauf der Andächtigen in seinem Hause verließ sich daraufhin merklich. Doch der Philipp wollte darum nicht verzagen, obwohl seine Frau jetzt gar nicht mehr so stolz auf ihn war, sondern weinend im Haus umherhobte. Manchmal auch scheltend, mit scharfer Zunge: Was denn das ganze heilige Gehabe solle? Auf den Hund kommen täten sie nur dabei. Sonst nichts! Aber der Philipp steckte seine Prophetenmiene auf, strich sich würdig den langwallenden Apostelbart und sprach mit frommem Augenaufschlag: „Weib, was sprichst du in deinem Unverständnis? Der Herr vergeb' dir die Sünde. Aber ich will mich nicht gleichen Wankelmuts schuldig machen. Steht es denn nicht geschrieben: Setzt die Lilien auf dem Felde an, sie säen nicht und ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernährt sie doch? — Wahrlich, Weib, ich sage dir: Der Herr wird sich erbarmen auch über seinen frommen und getreuen Knecht!“

Also sprach's der Holtmann-Philipp salbungsvoll, und seit der Stunde hing ein leerer Sack vor der Tür seines Hauses. Aber das erhoffte Wunder geschah nicht. Kein Rabe kam und speiste den Propheten. Dafür blieb aber der Spott der Nachbarn nicht aus, die den Narren und Betbruder offen verachteten.

Das ägende Gerede drang auch zu den Ohren der Reusch-Mutter, und es tat ihr leid um den Holtmann-Philipp, der früher ein arbeitsamer, wohlgeleitener Mann gewesen war, ehe er den „Finen“ in die Hände fiel. Da tastete sie sich eines Morgens in aller Frühe hinüber ins Nachbarhaus. Trübselig sah dort der Prophet inmitten der Seinen mit hungrigem Magen. Doch rasch begann er seine Gebete zu murmeln, als die Nachbarin erschien.

„Laßt's genug sein damit, Holtmann-Philipp,“ entschieden sagte es die Reusch-Mutter, und ein klarer Ernst stand in ihrem greisen Antlitz. „Davon habt Ihr getan mehr als gut. Arm habt Ihr Euch gebetet. Nun, Ihr sprecht so gern, Ihr kennt die Schrift. Aber Ihr habt wohl ganz das kleine Wörtlein vergessen, das dort auch geschrieben steht: Betet und — arbeitet!“

Verlegen lehrte der große Prediger sein Apostelgesicht zur Erde nieder vor den lichtlosen Augen, die ihn doch so eindringlich anschauten. Die Reusch-Mutter aber sprach weiter:

„Nun, Holtmann-Philipp. Wir fehlen alle. Der eine hier, der andere dort. Das Beten hat Euch arm gemacht, versucht's nun einmal mit dem Arbeiten. Dann wird schon wieder was kommen in den Sack da draußen!“

Seit der Stunde verschwand der Sack von Holtmann's Tür, und langsam ward's wieder anders bei ihm. Und wenn des Schreiners fröhliches Pfeifen zum Hobelkreischen vom Nachbarhaus scholl zu Mutter Reusch's Plätschen auf der Hausbank hin, dann nickte sie ihm hinüber.

„Das ist besser, als Gebete plärren, Holtmann-Philipp, und unserm Herrgott droben eine liebere Musik!“

(Fortsetzung folgt.)

## Johannes Trojan.

Eine Grabrede von Frits Droop (Danzig).

Es ist nicht leicht, an den Tod dieses Veten zu glauben, der trotz seines Alters noch immer mit kindlich fröhlichen Sinnen durchs Leben ging. Von seiner Bahre schreift der Blick unaufhaltsam zurück zu jenem frohen Augustabend des Jahres 1907, da der Siebzehnjährige inmitten seiner Freunde und Verehrer sich erhob, um mit humorvoll-keimigen Worten für die Beweise der Liebe zu danken, die ihm von allen Seiten in so herzlicher Weise entgegengebracht wurden: „Daß ich jetzt Greis genannt werde, muß ich dulden und hätte auch nichts dagegen, wenn damit nicht das fatale Eigenschaftswort „greisenhaft“, das etwas an „kindisch“ anklingt,

verbunden wäre. Deshalb mag ich doch lieber „alter Herr“ oder „altes Haus“ heißen.“ So sagte der Zwijgunge in lustig plauderndem Ton, und Rudolf Presber tat ihm Bescheid und rief in den Saal die charakteristischen Verse:

„Ach nein! die Dichtung dieses Mannes,  
Ob's auch Jofoten nicht gefällt,  
Ein Evangelium Johannes!  
Für munt're Kinder dieser Welt.“

Für munt're Kinder! So leuchtete es gleichsam in bunten Lettern über seinen sämtlichen Werken. Alles Phrosenhafte war ihm verhaßt, Klarheit und Wahrheit sein Wahlspruch. Er hat nie eine Zeile geschrieben, die ein geheimer Kopf auf Nubel nicht begriffen hätte; er schmiedete sogar mit Vorliebe Verse, die schon von aufgeweckten Kindern dankbar empfunden wurden. So etwas mußte ihr zwar jenen Stammtischen, an denen blasierte Jünglinge fortgesetzt die neuesten Moden der Literatur und der Krawatte erfinden, verdächtig, wenn nicht gar verächtlich machen, aber in deutschen Bürgerhäusern, in denen irgendwo ein würdiger Bismarckloß die Ehrenwand ziert, in denen der Humor als beste Arznei gegen schlechte Laune und Verdrießlichkeit gilt, in denen schließlich ein verborgener Kellervinkel die köstlichen Märchen des Rheins und der Mosel bewahrt, dort liebt und schätzt man auch den alten Trojan.

Eine dreifache Bresse, so scherzte er selbst, hat in seinem Leben eine große Rolle gespielt: die Druckpresse, die Pflanzenpresse und eine nicht ganz geringe, auch die Traubenpresse. Man nannte Johannes Trojan, Julius Stinde, Heinrich Seidel und Julius Lohmeyer „die Behaglichen“, und es ist schwer zu entscheiden, wer von ihnen dieses Attribut am meisten verdiente. Was sie aber in gleicher Weise auszeichnete, war ihr unbewußlicher Frohsinn, ihr lustiger Humor und ihre lebenswürdige Offenherzigkeit. Noch in den vorletzten Ausgaben der großen Konversationslexika suchten wir Trojans Namen hergebens; heute würde die öffentliche Meinung dies enttäuscht bemängeln, ungeachtet das Meinungsstreites, der um sein dichterisches Schaffen entbrennen mag; heute ist Trojan eine vollständige Persönlichkeit, eine Gestalt, die sich das Volk nicht nehmen oder todtschweigen läßt, die ihm einen nationalen Wert bedeutet.

Er war als Redakteur des „Kladderadatsch“ einer der ersten Wortführer in den nationalen Kämpfen und nahm in politischen Leit- und Streitgedichten zu den Völkerrästen, dem Völkerverbreg und dem Völkerrkrieg tapfer und fröhlich Partei. Er stand immer da, wo der Kern der Nation stand, zumal in seinem Verhältnis zu Bismarck, mit dem er bald persönliche Freundschaft schloß und dem er bedingungslos Treue hielt. Eugen Zabel erzählt, wie er oft mit Trojan bei Hausmann in der Jägerstraße gefessen habe, um den Wein zu prüfen, der dem Gewaltigen zu seinem Geburtstage am 1. April nach Friedr.ruh gesandt wurde. Man weiß, welche Bedeutung der „Kladderadatsch“, der aus der Erregung des Jahres 1848 hervorgegangen ist, für die satirische und humoristische Widerspiegelung der deutschen Geschichte besessen hat und noch besitzt. Seine Begründer waren in Verbindung mit dem rührigen Verleger A. Hoffmann Gelehrte, Dichter und Künstler von hohem Rang, Ernst Dohn, einer der feinsten und geistreichsten Köpfe des damaligen Berlin, ein Formtalenent ersten Ranges, wie aus seiner klassischen Uebersetzung der Lafontaine'schen Fabeln hervorgeht, David Kalisch, der Begründer der Berliner Wisse, Rudolf Löwenstein, der Verfasser der reizenden Kinderlieder, und Wilhelm Scholz, der geistreiche Zeichner, dessen Bilder — wie Bismarck mit den historischen drei Haaren oder Napoleon III. in allen möglichen Situationen — von jedem Gebildeten gekannt und geschätzt waren. Diese Männer stellten mit Feder und Stift eine Macht dar, mit der jeder in Berlin rechnen mußte, und erprobten sich in ihren Salons und in den besten Schichten der Gesellschaft eines ungewöhnlichen Ansehens. Unter Trojans Hand vollzog sich eine Wandlung in dem Wesen des „Kladderadatsch“: er war wenigstens nicht mehr die furchtbare Art, die selbst an die Wurzeln der Gewaltigsten gefest wurde.

Eine besonders lebenswürdige Seite seines Wesens wird uns offenbar, wenn wir in den Gedichten und Liedern blättern, die Johannes Trojan zum Preise und Entzücken der Kinderwelt geschrieben hat. Sie sind unter einer besonders fröhlichen Sonne gereift, während ihr Verfasser bei der trauten Lamie am Arbeitstisch saß und vom Nebenzimmer her das silberne Lachen seiner Kinder zu ihm drang. Er selbst nennt die Sammlung einen Feldblumenstrauch, den er bei seinen Wanderungen durch Wälder und Felder, über Heide und Moor, am See- und Flußufer gepflückt habe. Da wird die Wiese als smaragdgrüner Teppich mit eingewirkten Blumen ausgebreitet, der Winter naht mit seinen Eisbahnfreunden und den Schneemännern, die so grimmig wie Riesen dreinschauen und doch auf so schwachen Füßen stehen, daß sie zerfließen müssen, noch bevor es Kirschblüten gibt. Was sich die Gänse draußen auf dem Ager mit lautem Geschnatter zu erzählen haben, was Häschen im Kraut treibt, bevor der Jäger naht, oder wie es dem Spaz gummte ist, der sich ins Zimmer verirrt hat und den Ausweg nicht finden kann, das alles und noch vieles andere weiß der Dichter genau. Das Höchste aber bleibt für ihn doch der Mensch in jener Reinlichkeit der Seele, die ihn auszeichnet, so lange er sich in dieser wunderlichen Welt noch nicht umgesehen hat. „Nichts ruft so laut, so stark das Mitleid an, wie Kindermund,

der noch nicht sprechen kann.“ Das eben eingetroffene Schwesterchen wird von den fünf anderen, die es schweigend begrüßen sollen, wie ein Spielzeug angefaunt. „Scheint doch ein Bündchen fein und zart, das man auf Händen trägt; doch ist es von der besondern Art, darin ein Herzlein schlägt.“ Was Trojan aus einer Ausschauung zu machen weiß, an der Täuende achlos vorüber gehen würden, zeigt das Gedicht: „Die Schühlein“. Ein Spaziergänger kommt an eine Tür und sieht sieben Paar Schuhe stehen, von denen eins immer kleiner als das andere ist. Die vierzehn kleinen Schühlein erinnern ihn an ebenso viele Füßchen, die er zum Sinnbild kindlich jauchzender Lebenslust macht, indem er die fünf Worte hinzusetzt: „O, was können die tanzen!“ Er führt die Kinder überall hin, wo es schön ist: ins duftende Heu, wenn die Lerche singt und die Grille zirpt, zu den reisenden Brombeeren, die mit ihren Dornen die Kleider der Kinder paden möchten, zu traumlichen Klagen im Wald und überall sonst hin, wo es etwas Süßes zu sehen und zu erlauschen gibt. So weiß der Dichter nicht nur den rechten Ton zu treffen, um die Jugend mit den reifen Früchten seines Gemütslebens zu erziehen, er erschließt auch den Erwachsenen wieder ein Paradies, darin sie sich wie in schützenden Laubgängen an warmen Sommerabenden ergehen können.

Die liebevolle Beobachtung des Kleinen, fast Alltäglichen, ist überhaupt ein wichtiges Merkmal Trojanscher Art; sie hat ihren Grund in der Liebe zur Natur, zur Welt der Blumen und Schmetterlinge. Zu unzähligen gemütvollen Dichtungen hat ihn die Natur begeistert: er singt dem alten Baum vor seinem Fenster das letzte Lied, beobachtet die winzige Winterfliege, die auf dem Wandlasterer sitzt, als zählte sie die Tage, und weiß von Blüten und Blättern tausend liebliche Dinge zu melden. Das gleiche liebevolle Versehen in die Welt des Kleinen zeigen die „Berliner Bilder“, in denen Trojan eine Fülle reizender Momentaufnahmen aus dem Alltagsleben der Großstadt bereinigt hat.

Johannes Trojan wurde am 14. August 1837 in Danzig geboren. Seinen Vater nennt er in seinem Buche „Von Einem zum Andern“ mit besonderem Stolz einen „Kaufmann von alter Art“, als Geburtshaus bezeichnet er das Haus Nr. 1331, das noch heute in der Hundegasse steht. Es ist ein einfaches, schlichtes Gebäude, dreiflüchtig, mit hohem freundlichen Kellergeschoß, die beiden ersten Stockwerke mit drei Fenstern und oben ein einzelnes Fenster im Giebel, der ganz nach Danziger Art gerichtet ist. Enge steile Treppen führen in dem schmalen, kleinen Flur in die Höhe; die Stufen sind zum Teil ausgebeißert und ergänzt, aber Geländer und Umgebung sind noch dieselben wie einst. Im Jahre 1907 wurde an dem Hause eine Gedenktafel angebracht, eine schlichte schwarze Marmorplatte mit dem Profilrelief des Dichters und der Inschrift: „Johannes Trojan wurde in diesem Hause am 14. August 1837 geboren“.

Trojan verließ später seine Vaterstadt, um in Göttingen, Bonn und Berlin erst Medizin, dann deutsche Philologie zu studieren, schloß aber schließlich, daß er zum freien Schriftsteller und Poeten berufen sei, bis ihm die Redaktion des „Kladderadatsch“ als sicherer Hafen fürs Leben winkte. Es war für einen aufrichtigen Mann in dieser Stellung nicht immer leicht, zwischen seiner Ueberzeugung und den Vorschriften des Gelezes die richtige Mitte zu halten, und so sah Trojan sich eines Tages wegen Majestätsbeleidigung zu einer ungewollten Ruhe im Fort Quarré zu Weichselmünde verurteilt. Der Dichter hat diese merkwürdige Episode seines Lebens in dem köstlichen Buche „Zwei Monate Festung“ mit bunten Farben geschildert. 1866 heiratete er Marie Konewka, die Schwester eines befreundeten Malers, nach ihrem Tode (1874) die Medtenburgerin Clara Varsich, die ihm zu den beiden vorhandenen noch sechs Kinder schenkte, von denen jedoch eins starb. Als sich eine seiner Töchter später nach Kanada verheiratet hatte, trieb es den Alten, der auch sonst gerne die Welt durchstreifte, über das große Wasser; „Auf der anderen Seite“ betitelt sich die literarische Ausbeute dieser Wanderschaft. Im übrigen ist sein Erstlingswerk „Beschaufliches“, das nachher in die „Gedichte“ aufgenommen wurde, das Leitmotiv für sein ganzes schriftstellerisches Schaffen geblieben, für die Dichtungen „Von drinnen und draußen“ und „Was dem Leben“, wie für die Prosasammlungen „Von Strand und Heide“, „Kleine Bilder“ und „Für gewöhnliche Leute“.

Als Student gehörte Johannes Trojan der Göttinger „Braswiga“ an, die deutsche Burichenschaft verehrte ihn als einen ihrer edelsten und besten Männer, und seine Trübsprüche waren nicht minder innig und herzerquickend, wie die schlichten Verse, die hier als ein Vermächtnis stehen mögen:

„Etwas Bessres gibt's auf Erden nicht,  
Als ein fröhliches Menschensein.  
Das mögest Du alle Tage sein,  
Frühmorgens und vor dem Schlafengehn;  
Und wo Du weilst und wo Du siehst,  
Und wenn Du in einen Spiegel siehst.“

### Vermischtes.

\* Deutsches Spielzeug. Der internationale Markt den sonst die deutsche Spielwarenindustrie fast allein versorgt, muß sich nach anderen Bezugsquellen umsehen. Das beweisen die immer häufiger auftauchenden Anpreisungen des Spielwaren-

handels in Paris und London. Man will den Kunden einreden, daß sie nichts vermissen werden. Aber wohl nur in Deutschland wird dem so sein. Zwar erscheint in diesem Jahre nicht viel Neues auf dem Weihnachtsmarkt; aber bei der ungeheuren Leistung unserer Spielwarenindustrie findet man sich doch kaum zurecht. Diesmal arbeitet die deutsche Spielwarenindustrie tatsächlich nur für den heimischen Absatz. Das deutsche Kind bleibt in seinem Verbrauch weit hinter den Kindern anderer Reiche zurück. Dafür hat es den unzweifelhaften Vorteil, eine unbegrenzte Wahl treffen zu können. Heute, wo die Mode auf ihrem natürlichen Fortschritt längst das Gebiet der Spielsachen erobert hat, sind die deutschen Fabrikanten mit ihrer Beherrschung des Weltmarktes tatsächlich auf der Höhe; die neuen Muster und die vollkommene Ausführung des Spielzeugs bleiben ein Ruhmesblatt für unsere deutschen Unternehmer. Die praktische Lebenserfahrung ist zum Anreger unseres modernen mechanisch-technischen Spielzeugs geworden. Die Nürnberg-Fürther Blech- und Zinnspielwarenfabrikation, die sich bis vor kurzem auf der Linie der regelrechten Uhrwerkachen sowie der klassischen Zinnsoldaten bewegte, hat heute viel weitere Gebiete sich nutzbar gemacht. Tasseibe gilt von den Sommerger Puppen, die wohl 50 Jahre lang kaum eine Aenderung erfuhr, bis die Mode eines Charakterbabys für die schematische vererbte Kunst unserer thüringischen und erzgebirgischen Feinarbeiter zur Umdrehung ihrer Gewohnheiten ward. Die ältesten Arbeitsgewohnheiten haben sich seit jeher mit der Feinarbeit erhalten, und darum ist der Geschmack des deutschen Kindes wenig geändert worden, weil es nicht wie im Ausland durch die großgewerbliche und gewinnbringende Fabriktechnik beeinflusst wurde.

Traget weiße Kleider! Die arge Mode, in die die Londoner durch die wegen der Zeppelin-Angriffe verordnete eingeschränkte Straßenbeleuchtung verlegt werden, die schon mehr einer Straßenverfinstlerung gleichkommt, nehmen kein Ende. Trotz aller mehr oder weniger phantastischer Vorschläge und Schutzmaßnahmen mehren die abendlichen Straßeneinfälle sich in bedrohlicher Weise. Nun hat neuerdings ein infolge eines derartigen Unfalles gegen einen Motoromnibus-Fahrer angestrenzter Prozeß den Anstoß zum Verzicht eines neuen Hilfsmittels gegeben. Der Fahrer, der eine Frau überfahren hatte, erklärte, daß es ihm wohl möglich gewesen wäre, rechtzeitig auszuweichen, wenn die Frau durch weiße Kleider kenntlich gewesen wäre. Und er riet, daß jeder Fußgänger des Abends zumindest ein weißes Taschentuch oder ein unbedrucktes Blatt Papier in der Hand schwenken sollte. Der Reichshof erkannte diese Verteidigung an und sprach den Fahrer frei. Im Anschluß an diesen Prozeß fordert nun die „Daily Mail“ ihre Leser auf, sich in der allmählich in Großbritanniens Hauptstadt herrschenden ägyptischen Finsternis durch möglichst weiße Kleidung kenntlich zu machen. Auf den elektrisch beleuchteten Schutzmann sollen nun also im winterlichen Straßenbild Londons die Damen in Sommerkleidern und die Herren in Tennisanzügen folgen.

**Büchertisch.**

— Die Geschichte des Völkerrkrieges. (Herausgegeben und verlegt von Herm. Schaffstein, Köln a. Rh.) Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß schon heute eine einwandfreie und alle Phasen des Geschehens erhellende Geschichte des Weltkrieges geschrieben werden konnte, aber den ungeheuren Stoff gesichtet, mit aller Frische lebendiger Eindrücke, namentlich einem reichen, sehenden Bildmaterial, gesammelt in einem großen Buche vor sich liegen zu haben, ist dem Zeitgenossen dennoch ein Bedürfnis. Der vorliegende, stattliche und gut ausgestattete I. Band des Schaffstein'schen Wertes schließt die Geschehnisse bis zum 19. Oktober 1914. Er ist in 44 vollständige Kapitel gegliedert und streut in die Erzählung der militärischen und politischen Vorgänge manche willkommene Belehrungen allgemeiner Art, so z. B. eine Beschreibung des heutigen russischen Reiches. Auch die wesentlichen diplomatischen Aktenstücke sowie die denkwürdigen Parlamentsreden sind nicht vergessen. Neben den anschaulichen Darstellungen der kriegerischen Vorgänge draußen sind besonders auch die Kapitel über die Mobilmachung unseres Verkehrs-, Gewerbs- und Finanzwesens von großem Interesse, und in den nächsten Bänden wird zweifellos auch unsere Ernährungstragen besonderes Augenmerk und Studium gewidmet sein. Der vorliegende Band ist mit einer guten Karte des westlichen Kriegsschauplatzes versehen, worin die Kriegsergebnisse eingezeichnet sind.

— Bühne und Welt. Die von Wilhelm Rieger herausgegebene „Bühne und Welt“, Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben, bringt in ihrem Novemberheft folgende zeitgemäße Abhandlungen: Heinrich Bierordt (Heinrich Villenrein) — Germanisch-dichteri sche Monumentalkunst (Paul Schulze-Verahof) — Emil Gört (Hermann Burte) — Goethe und das Deutsche (Eberhard König) — Friedrich Deibel und seine Dramen — (Albert Walte Wagner) — Was ist uns Richard Wagner in dieser Zeit? (Univ.-Prof. Dr. S. Dinger) — Max Schilling's „Mona Lisa“ (Otto Schabbel) — Dank (Friedrich Vielhard) — Preis des Veldes 60 Bg., Halbjahresbeitrag 3.50 M. — Probehefte versendet kostenfrei der Verlag von „Bühne und Welt“ G. m. b. H., Hamburg 36.

— Ludwig Richter-Albrecht-Kalender 1916. Preis M. 1.50. — Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Zum zweiter-

Male erscheint dieser bildreiche Kalender, der Ludwig Richters köstliche Kunst in weite Volkstreuße tragen will. Es war ein glücklicher Gedanke, diesen idealen und durch und durch deutschen Meister auf diese Weise der breiten Allgemeinheit wiederum nahe zu bringen, und daß dieser Gedanke gekrönt hat, bewies der ungewöhnliche Erfolg der ersten Ausgabe. Die zweite ist noch einheillicher als jene, und die Wahl der Bilder scheint uns eine besonders glückliche zu sein, und ebenso die beigegebenen, aus dem Besten deutschen Schrifttums gewählten dichterischen Beigaben. Der ganze Zauber des deutschen Familienlebens, des deutschen Waldes, des deutschen Frühlings spricht aus diesen Bildern, die niemand ohne stilles Behagen und oft genug mit Entzücken betrachten wird.

**Siegener Hausfrauen-Verein.**

Wir werden in den nächsten Wochen jedem Küchenzettel einige Anweisungen zu einfachem, gutem Gebäck beifügen.

Sonntag: Suppe von Knochen, Wirsing mit Kartoffeln, Kalbsbraten und Krautsalat.

Montag: Suppe von übrig gebliebener Bratentunke, Reis mit Kaviar\*).

Dienstag: Graubentafel\*), Spinatpudding mit Kartoffeln.

Mittwoch: Gefülltes Weiskraut\*).

Donnerstag: Tomatensuppe, Butterkohl mit Kartoffeln und frankfurter Würstchen.

Freitag: Suppe von Blumenkohlbrühe, Fischpudding\*).

Samstag: Gebackene Kartoffelbeise mit Apfelpommes.

**Kochanweisungen (für 8-10 Personen).**

Reis mit Kaviar: 1/2-1 Pfund Reis wird mit Wasser (nicht Milch) weich gekocht, ein Suppenteller voll geschälter Pfeffer, Salz und Zucker nach Geschmack hinzu. In einer Form 1 Stunde baden. Perfektieren kann man die Speise durch Zugabe von Korinthen und Vanillin.

Spinatpudding: 3 Pfund Spinat, Salzwasser, 75 Gramm Butter, 1 Zwiebel, 4 Brötchen, 2 Eier, Mondamin. Der in Salzwasser weichgekochte Spinat wird fein gehackt und mit der feingeschnittenen Zwiebel und der Butter durchgedämpft. Dann gibt man die eingeweichten Brötchen, Gewürz, Eier, den Spinat und etwas Mondamin hinzu. In einer gut vorbereiteten Form 1 bis 2 Stunden kochen.

Gefülltes Weiskraut. Von einem großen Kopf Weiskraut nimmt man die großen Blätter und belegt damit einen gut mit Fett ausgestrichenen Topf. Einige Blätter behält man als Decke zurück und den Rest hackt man fein, gibt 1/2 Pfund gehacktes Rindfleisch, 3-4 eingeweichte Brötchen, Salz, wenig Pfeffer, Muskat und etwas Ingwer hinzu, füllt die Masse in den mit Blättern ausgelegten Topf, bedeckt sie mit den zurückgelassenen Blättern und ein wenig Butter nebst Salz und Pfeffer, gießt noch etwas Wasser an und stellt den Topf in den Braten. 1 bis 1 1/2 Stunde zugedeckt kochen.

Fischpudding: 2 Pfund Fisch, 2 Pfund gekochte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln, 1 Pfund Blumenkohl, 40 Gramm Butter, 40 Gramm Mehl, 1/4 Liter Milch, 1/4 Liter Bouillon (von Würfel gemacht), Salz und Pfeffer, 1 Eßlöffel voll geriebenen Käse. Nachdem Fisch und Blumenkohl abgeseigt sind, legt man den entgräteten Fisch und die übrigen Bestandteile lagenweise in eine Form, gibt eine Mehlchwitze darüber, bestreut die Speise mit Käse und läßt sie 20-30 Minuten baden.

Apfelfriczel. 125 Gramm Butter, 200 Gramm Mehl, 50 Gramm Zucker und 1 Ei werden auf einem Brett gut geknetet. Der Teig wird in länglicher Form melferdig ausgerollt und mit fein geschnittenen Äpfeln, Rosinen, Zucker, Zimt bestreut. Man schlägt die Längsseiten der Strizel übereinander und biegt sie an den Enden ebenso fest zu. Bestreicht die Strizel mit Ei und backt sie bei mäßiger Hitze 1/2-3/4 Stunden.

Honigplätzchen. 1 Pfund Kunsthonig kocht man mit 1/4 Schoppen Milch. Wenn die Masse erkaltet ist, fügt man hinzu: 2 Teelöffel voll Zimt, ebensoviel Nelken, für 6 Bg. Ammonium, für 1 1/2 Bg. Potalche, für 10 Bg. gemahlene Anisamen, 2 Eier, 1/2 Pfund Zucker, 1/4 Pfund gemahlene Mandeln und ungefähr 2 1/2 Pfund Mehl. Den Teig ausrollen, austrocknen, mit Ei bestreichen und gleich baden.

\* Siehe Kochanweisung.

**Rätsel.**

Mit t bin ich der Erde Schoß entnommen.  
Mit g werd' ich im Schlachtwiehhof gewonnen.  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer:

A	D	D	A
D	A	U	S
D	U	B	S
A	S	S	E